

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 147.

Mittwoch, 10. Juni.

1931.

„An alle!“ / 20000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plafates und seiner Folgen.

Von E. Tschanner.

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Siegfried sah misstrauisch zu dem Anreißer hinüber. Ihm waren die „Attraktionen“ seit dem Pech mit dem Brillantenmann verleidet. Es war ein unglückseliger Umstand für einen Detektiv, gegen Verbrecher und gegen Eintrittspreise zugleich ankämpfen zu müssen.

Der Rat der Begopsten fiel ihm ein.

„Pardon, wo sind denn hier die Weinterrassen?“, fragte er den vorbeigehenden Parkwächter.

„Wie? Wer? Ich? Was, zerstreut? Aber ich bin doch nicht zerstreut! Warum soll ich denn zerstreut sein? Na also. Ehem — ja — nein. Das bildest du dir ein, Mäuschen. Natürlich, ja. Wie? Was? Dein Glas ist leer? Na, da mußt du halt was sagen, Kindchen! Das hab ich im Augenblick übersehen! Die Flasche ist ja auch leer. Hallo, Herr Ober, noch eine! Dieselbe, ja! Ist dir doch recht, Mäuschen, nicht war? Ober, warum spielt denn die Kapelle nicht? Pause? Ach was, Pause! Wollen wohl noch ne Lage haben, die Jungens? Na schön, genehmigt! Sollen was Flottes vom Stapel lassen! Also, Kindchen, du kannst dir meine Freude nicht vorstellen, daß ich heute noch hier in Berlin bin! Berlin, verstehst du, Berlin, das ist halt schon ganz etwas anderes!“

„Aber warum fährst du denn morgen wieder ab? Du kannst doch noch 'n paar Tage dableiben, du —“

„Liebling, ich hab' dir doch schon gesagt, daß das nicht möglich ist! Das hab' ich dir doch gesagt, nicht wahr? Ich werde spätestens morgen abend zu Hause zurück erwartet.“

„Zu Hause? Du hast mir doch erzählt, du wärst gar nicht verheiratet.“

„Verheiratet, verheiratet! „Zu Hause“ muß ja nicht gleich heißen „verheiratet“, nicht wahr? Gott, ihr Frauen, ihr seid doch wirklich komisch! Immer gleich eifersüchtig und misstrauisch! Na, das kennt man ja! Zur Genüge kennt man das schon! Sag mal, kennst du eigentlich den Mann, der dort drüben sitzt? Warum starrt der denn ewig auf unseren Tisch? Ist doch 'ne seltene Idioterie!“

„Schnudipugi, laß doch den blöden Mann!“

„Du sollst nicht immer „Schnudipugi“ zu mir sagen, das —“

„So, auf einmal? Warum denn nicht? Was ist denn los mit dir?“

„Jemand kann's zufällig hören, dann seht's den größten Stunk in meiner Fa — Fa — Fabrik! Natürlich, ja!“

„Was doch so eine Fabrik für eine Fessel ist!“, sagte das „Mäuschen“ mit dem kurz geschorenen Antilopenmantel, den runden Kinder-Kulleraugen und dem Charlestontemperament und sah lächelnd auf die Kerbe am Goldfinger seiner rechten Hand, die ein beständig getragener Ring eingepreßt und die, auch wenn man ihn einmal abzieht, nicht gleich verschwindet.

„Das finde ich ja nu wirklich sonderbar! Der Kerl muß doch 'n Grund haben, hier zu sitzen! Sieht wie 'n Olgöke vor 'nem leeren Weinglas, das überhaupt schon

vorher da gestanden hat! Der hat schon so dämlich unseren Tisch angeguckt, wie er durch das Lokal durchgehoben ist! Was, das ist der bestellte Schimmelfox? Na, wenn schon! Du, sieh doch mal, nu macht sich der auch noch Notizen. Was hat sich denn der hier für Notizen zu machen?“

Proppe, Wollwaren en gros und en detail, Kunzenfeld, knautschte die Serviette zwischen seinen kurzen Fingern, warf sie neben seinen Teller, griff wieder danach.

Nu hat sie's also doch gemacht, dachte er. Gedroht hat sie ja schon öfters damit. Ob sie mich etwa — ob sie mich etwa schon seit den zwei Tagen hier hat beobachtet lassen? Das Ding ist gut. Gut werden kann das Ding.

Der Ober brachte den Sekt, füllte die Gläser und stellte die Flasche ins Eis.

„Nehmen Sie den Hummer wieder mit“, sagte Herr Proppe. „Was, schlecht? Ree, schlecht is er nich. Ich hab' nur keinen Appetit mehr. Was ist denn das? Was für 'n Eisblock? Ich, Kaviar? Na, wenn ich ihn bestellt hab', dann geben Sie ihn auch her! Hallo, kommen Sie doch noch mal zurück! Nehmen Sie hier auch die leeren Sektpullen weg. Ja, 's ist mir lieber!“

Der Kellner räumte die Flaschen fort, säuberte die Aschenshalen und wandte sich dann dem Gast am Nebentisch zu.

„Haben der Herr jetzt schon gewählt?“

„Ich — ich — ich warte noch auf einen Bekannten. Der muß jeden Augenblick eintreffen. Dann bestelle ich sofort — sofort“, stotterte Siegfried Niese.

„Verzeihen der Herr, aber das ist leider nicht gestattet. Der Herr ist bereits längere Zeit da. Ich muß höflichst bitten, daß der Herr etwas bestellt oder vor dem Lokal wartet.“

Siegfried wählte notgedrungen das letztere. Seinem Prinzip getreu: „Geistesgegenwart an Stelle von Varmitteln.“

„Na, Gott sei Dank, nu geht er“, sagte Herr Proppe und dachte: Vielleicht habe ich mich getäuscht. Ist vielleicht Quatsch, die ganze Beobachtungsgeschichte!

Er tat einen Seufzer der Erleichterung, kippte sein Glas Sekt hinunter, zog ein kleines Etui aus der Tasche und bürtete friedlich und beruhigt sein Schnurrbärtchen. erst rechts, dann links. —

„Ja, Liebling, was sagtest du? Ich — ich habe im Moment nicht zugehört. Mir ging gerade etwas durch den Kopf, ja. Wie, was möchtest du? Eine Tafel Schokolade? Natürlich, Kindl, 'n ganzes wenn's dir Freude macht! Herr Ober!“

„Schnudipu — ach so —“

„Kannst ruhig wieder Schnudipugi sagen!“

„Schnudi, kannst du eigentlich auch treu sein?“

„Wie? Was? Treu sein? Wem treu sein? Wolltest du nicht — du willst doch eine Schokolade, nicht wahr? Wo bleibt denn der Ober?“

Proppe schaute nach rückwärts, nach dem Kellner. Und sah, an die Glasscheibe der Eingangstür gepreßt,

ein Gesicht. Dasselbe Gesicht, das ihn vom Nebentisch her angestarrt hatte.

„Na, das ist doch vielleicht ein starkes Stück. Das ist ja zum Aus-der-Haut-fahren, ist das, ja! Das hab' ich nötig gehabt!“

„Gott, das ist doch kein Grund, sich aufzuregen, wenn der Kellner nicht gleich erscheint. Der ist wohl gerade am Büfett, sagte das Girl.“

Noch ein anderer hatte das momentane Fortsein des Kellners bemerkt — Siegfried Riese, der hinter der Glastür lauerte.

Kurz entschlossen drückte er die Klinke herunter, trat wieder ins Lokal, umkreiste den beobachteten Tisch und kehrte eiligen Schrittes zu seinem Ausgangsort zurück, als sich vom Büfett her ein Kellnerfrack näherte.

Für Herrn Proppe, Bollwaren ein gros und ein detail, Kunzengeld, zurzeit zwei Tage geschäftlich in Berlin, existierten keine Zweifel mehr — das war der Detektiv seiner Frau.

Das schlechte Gewissen siegte über Verstand und Überlegung.

„Ob ich mal mit ihm rede?“, brütete Herr Proppe. „Es ist immer noch besser, mit einem Mann zu reden, sogar mit einem Detektiv, als mit 'ner Frau, mit der eigenen Frau.“ „Der Herr wünscht?“

„Ja, bitte, Schokolade. Such dir was aus, Kindchen, ja, was du willst! Ich werde nur mal schnell — ich muß nur mal schnell — telefonieren, ja! Bin sofort wieder da. Ehem, ja —“

Das Girl schüttelte bestreut den Kopf, sagte: „Bitte, eine Milch-Kuß — nein, zwei!“ Und kramte eine goldene Puderdose aus seiner Eidechsenhandtasche.

Herr Proppe aber trat hinter der Glastür, ein würgendes Gefühl in der Kehle, auf Siegfried Riese zu, räusperte sich und begann:

„Entschuldigen Sie, mein Herr. Darf ich mal ganz offen zu Ihnen sprechen, als Mann zum Mann. Sie sind Detektiv, nicht wahr?“

„Allerdings“, antwortete Siegfried. Knapp und fast unfreundlich vor Verblüffung und Verlegenheit.

„Sehen Sie, das hab' ich mir gleich gedacht. Wie ich Sie austauschen sah. Das hab' ich mir gedacht, daß Sie meinetwegen gekommen sind.“

„Allerdings“, wiederholte Siegfried. In derselben Tonart. Sein Erstaunen war noch keineswegs geringer geworden.

„Also, lassen Sie uns mal mit'nander reden, Herr — Herr — Wie bitte? Ja. Ich meine, dadurch, daß Sie mich verraten, wird ja im Grunde genommen so-wieso nichts gebessert. Vielleicht ließe sich da zwischen uns ein glücklicher Weg —“

Siegfried Riese hatte die Empfindung, daß eine unsichtbare Faust sein Herz mit so eisernem Griff umklammerte, daß der Blutkreislauf im Körper stockte. Und daß diese Hand seine Arme und Beine und seinen Hals auf Spiralen gezogen und diese ganz fest zusammengepreßt habe. Die Halsspirale preßte seine Stimme. Sie klang rau.

„Beruf ist Beruf“, antwortete er streng. „Da gibt es keine „glücklichen Wege.““

„Na, hören Sie mal, also ganz unter uns. Haben Sie, ehem ja, haben Sie nicht mal schon 'nen kleinen Seitensprung gemacht — nicht wahr?“

„Kleinen Seitensprung nennen Sie das? Sie haben Humor, Herr!“

„Gott sei Dank, ja! Na, schön, Sie mögen ja recht haben! Schön, in Zukunft werd' ich's lassen. Tut mir ja eigentlich selber leid. War 'ne Dummheit, die ganze Sache!“

„Das hätten Sie sich vorher überlegen sollen“, sagte Siegfried und dachte verzweifelt: Ja, was ist denn nun? Verhaften? Kann ein Privatdetektiv auch verhaften? Oder Personalien aufnehmen? Und wenn er fassche angibt? Oder die Leute alarmieren?

„Passen Sie mal auf!“, unterbrach ihn Herr Proppe. „Ich werde mich Ihnen mit 'nem kleinen Geldgeschenk erkenntlich erweisen. Sagen wir tausend Mark. Einverstanden?“

Siegfried prallte bei diesen Worten förmlich zurück. „Verückt müßte ich sein! Abgesehen von allem anderen! Tausend Mark! Wo ich sonst zwanzigtausend kriege!“ Herr Proppe lachte schallend auf.

„Zwanzigtausend Mark? Hat sie ja gar nicht! Vielleicht gestatten Sie, daß ich mal sanft sichere. Zwanzigtausend Mark — meine Frau!“

„Wer?“, fragte Siegfried. Die Spirale am Hals wirbel war entspannt. Sie riß den Kopf aus Kragen und Krawatte. „Ihre Frau? Wieso denn Ihre Frau? Was habe ich denn mit Ihrer Frau —“

Trotz seiner Seelenpein und Gewissensqual war Herrn Proppe das Längerwerden des detektivischen Halses nicht entgangen.

„Ich verstehe nicht. Sind Sie denn nicht — Sind Sie denn nicht der Detektiv von meiner Frau?“

„Ne“, drückte Siegfried. „Wieso denn?“

Seelenpein und Gewissensqual können manchmal überraschend schnell in Vergessenheit geraten.

„Ja, Mensch“, donnerte Herr Proppe, „warum sagen Sie denn das nicht gleich? Was wollen Sie denn dann eigentlich von mir? Was? Verkannt hat Sie mich? Sie hat sie wohl als Kind mit kaltem Wasser verbrüht? Nur 'n Segen, daß ich meinen Scheck noch habe! Ach, lassen Sie mich in Frieden. Ich wer mer von Ihnen den schönen Abend vermiesen lassen!“

Damit schlug er die Glastür hinter sich zu. Siegfried hörte ihn noch dem Kellner zurufen: „'n Sekt für die ganze Kapelle!“

Dann ging er die Treppe zum Park hinunter. Ganz langsam. Setzte immer beide Füße auf eine Stufe, wie es Kinder zu tun pflegen. Und versuchte das Gedankenschaos in seinem Kopf zu ordnen.

Das machte Mühe. Sehr viel Mühe. So viel Mühe, daß er das Weitergehen vergaß. Sich auf eine Bank niederließ und nachdachte.

Das Leben, in das er hineingeraten war, war eine tolle und konfuse Angelegenheit. Vielleicht würde man lernen, sich darin zurechtzufinden, wenn man es erst länger und genauer kannte. Aller Anfang ist schwer — er hatte es ja eben erst begonnen.

In dem Augenblick, in dem er dieses „eben“ dachte, vermochte er selbst nicht mehr daran zu glauben. War er wirklich heute morgen noch, nichtsahnend und gewohnheitspflichtgemäß, wie gestern und vorgestern und alle Tage mit dem Musterkoffer unter dem Arm auf die Tour gegangen? Die Geschehnisse, die eine närrisch-unberechenbare Schicksalslaune übermütig in den engen Rahmen einiger Stunden gepfercht hatte, sprengten in der Erinnerung die zeitlichen Grenzen und eilten eigenmächtig Wochen und Monate zurück. Denn die Vergangenheit, die sie durchliefen, war monoton und gleichförmig, so arm an großen und wichtigen Ereignissen, die sich ihnen in den Weg gestellt oder sie in ihre Gemarkung zurückgewiesen hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Sprüche.

Von Frida Schanz.

Unsere feinsten Darsensprüche:
Heilige Worte, teure Sätze,
Deren Zauber nie gebrochen,
Die ein lieber Mund gesprochen.

„Ich suche, — ich suche“
Sieht auf manchem Gesicht wie in offenem Buche. —
Ein paar stille, glückliche Augen bekunden,
Daß eine Seele ihr Heil gefunden.

Was uns Häuser Liebes sagen!
Häuser, drin uns Herzen schlagen,
Häuser, drin wir Freunde wissen,
Die uns lieben, nicht gern missen!

Oft ist's, als schließe das Geschid.
Nichts ändert sich, und nichts will sich begeben
Dafür ist oft ein Augenblick, ein Blid,
Bestimmend für ein ganzes Leben.

Bob Williams muß den Stern abliefern.

Skizze von Fred Fuller-Chicago.

„Was ist denn nur los dort vorn? Was soll die Knallerei? Man wagt sich ja gar nicht in die Stadt hinein!“ Der Mann im Kraftwagen war empört.

Der andere, von dem er dort auf der texanischen Landstraße Anstunft erhoffte, zuckte die Achseln: „Ja, Fremder, Ihr wartet eben am besten, bis die Schießerei zu Ende ist. Seitdem unser Polizeichef Bob Williams seinen Stern abliefern mußte, ist bei uns der Teufel los. Jetzt kommt das Gaunergesindel schon am hellen Tage in die Stadt, und früher war es selbst bei Nacht nicht zu sehen. Eine schöne Dummheit haben sie gemacht, als sie Bob Williams ins Loch steckten!“

„Was, den Polizeichef haben sie eingesperrt? Wie kam denn das?“

„Ja, Fremder, das ist nicht mit drei Worten erzählt. Aber vorläufig wollt Ihr Eure Nase doch nicht nach Blind hineinstechen — ich nebenbei gesagt auch nicht —, und da vertreibt uns die Geschichte vielleicht das Warten.“

Vierzehn Jahre sind's her, da lernten wir hier Bob Williams kennen. Unser alter Polizeichef war gerade kurz vorher im Dienst verunglückt. Eine gute Seele, aber schon ein wenig klapprig, und als er einmal einen Streit zwischen Ted Pooligan und dessen Frau schlichten wollte, schlug sie ihm die Kohlschaukel über den Kopf, und das bekam ihm schlecht. In seinem Schädel muß bei dieser Gelegenheit etwas in Unordnung geraten sein, und wir meinten, es wäre besser, wir suchten uns einen neuen Chef.

Nun kam eines schönen Tages Bob Williams in die Stadt gestieft. Froy Taylor, der Wirt, meinte so ganz nebenbei und sicher nur im Scherz zu ihm: „Nann, Ihr solltet Euch um den Posten als Polizeichef bewerben, Ihr mit Eurer Größe und Euren starken Knochen.“ Bob Williams aber nahm die Sache ernst, ging zum Bürgermeister: „Macht mich zum Polizeichef! Für Ruhe und Ordnung will ich schon sorgen.“

Wenn Bob Williams nicht ein so starker Kerl gewesen wäre, so würde er damals bestimmt auf die Straße geschoßen sein. Ein Ortsfremder! So aber guckte sich der Bürgermeister höflicherweise die Papiere an. Die waren ausgezeichnet und sagten, der Kavalleriewachtmann Williams habe den Dienst nur deshalb aufgegeben, weil ihm das Reiten nicht mehr recht bekam.

Während er nun las, kam dem Bürgermeister ein Gedanke. Beide Parteien in der Stadt hatten ihren Kandidaten für den Polizeichefposten aufgestellt, und mit einer Einigung war nicht zu rechnen. Da schien der Gedanke, diesen großen Fremden vorzuschlagen, gar nicht mal so blöde, und der Bürgermeister tat's. Bob Williams wurde Polizeichef.

Man kann nicht gerade behaupten, daß früher bei uns viel los gewesen wäre. Immerhin hatten unsere zehn Schutleute allerhand zu tun. Darum gab's denn auch Zweifler gen'g die meinten: „Wenn Williams als Fremder die Sache nur schaffen kann!“ Die Leute sollten bald sehen, daß sie sich geirrt hatten.

Denn Bob Williams zeigte dem Gesindel, daß mit ihm nicht gut Rirksen essen war. Er hatte so 'ne komische Art an sich, mit den Leuten umzugehen. Wenn die Verhafteten gerade keine großen Lumpen waren, so sagte er zu seinen Schutleuten: „Ich will sie 'mal unter vier Augen vornehmen. Dann lieh er sie ein paar Tage brummen und schickte sie wieder aus der Stadt, ohne um ihrerwillen erst den Staatsanwalt lange zu bemühen. Und das Merkwürdige war, die Leute tauchten niemals wieder auf. Schließlich kam hier in Blind überhaupt nichts mehr vor, und wir hätten unsere Schutleute ruhig entlassen können, wären nur andere Posten für sie frei gewesen. Alles schwärmte für Bob Williams, den tüchtigen Polizeichef.

So ging es dreizehn Jahre gut.

Eines Tages nun griff Harry Melton, auch einer von den Schutleuten, außerhalb der Stadt einen Menschen auf, der ihm verdächtig vorkam. Er guckte sich den Mann ein wenig näher an und entdeckte dann auf einmal, daß es sich um einen Schwerverbrecher handelte, dessen Fandungsplakat irgendwo in einer Ecke des Polizeibüros hing. Der Kerl war aus Trenton ausgerückt, wo er lebenslanglich sitzen sollte. Im Augenblick aber sah er gar nicht so gefährlich aus, weil er wohl vom Laufen und aus lauter Angst vor dem Wiedereingefangenwerden schlapp war. Also zückte Harry Melton sein Schießisen, mit dem er in den letzten Jahren nur nach Spagen geknallt hatte, um nicht ganz aus der Übung zu kommen, und verhaftete den Mann.

Bob Williams wunderte sich, als Harry mit einem Menschen an der Kette bei ihm eintraf. So etwas hatte sich doch schon seit Jahren nicht mehr ereignet. Vielleicht war es diese Verwunderung, die ihn ein wenig zusammenzucken ließ, als er sich den Mann genau ansah. Nur dachte sich der Schutmann: Warum reißt der Gauner die Augen so auf. Doch dann hatte der Beamte Rede und Antwort zu stehen, wie ihm der Zuchthäusler in die Arme gelaufen war, und er dachte nicht mehr an die doppelte Verwunderung.

Der Polizeichef ließ ihn bald wieder seinem Dienst nachgehen und sperrte den Gauner ein. Dann schickte er ein Telegramm nach Trenton, sie sollten sich den Kerl möglichst bald abholen.

Soweit kam es leider nicht, denn am anderen Morgen stellte es sich heraus, daß der Galgenvogel ausgebrochen war. Er mußte eine Feile bei sich gehabt haben, denn zwei Stangen vor dem Zellenfenster waren durchsägt. Bob Williams fluchte wie ein Mississippiischer und drahtete dann nach Trenton, sie brauchten gar nicht erst herzuschicken. Damit schien die Sache erledigt. Selbst der beste Polizeichef kann ja 'mal was übersehen.

Doch die in Trenton gaben sich mit dem kurzen Bescheid nicht zufrieden. Sie wollten wissen, wie der Zuchthäusler ausgebrochen war, und schickten zwei Detektive her. Die steckten ihre Nase überall hinein und knöpften sich unter anderem auch den Schutmann vor. Der dumme Kerl wurde hin und her verhört, und dabei fiel ihm auch das Zusammenzucken wieder ein. So erzählte er den beiden Trentonern davon.

Und dann pläzte am andern Tag wie 'ne Bombe in unser friedliches Gemeinwesen die Nachricht herein, Bob Williams sei verhaftet worden, nachdem er eingestanden habe, selbst aus Trenton ausgerückt zu sein. Wir wollten's gar nicht glauben, aber es stimmte. Bob — damals freilich hieß er freilich Joseph Rodet — hatte vor rund zwanzig Jahren einmal eine große Dummheit gemacht, sich an einem Überfall auf eine Bank beteiligt und war zu fünfzehn Jahren verurteilt worden.

Natürlich gefiel's ihm nicht in Trenton, und bei der ersten Gelegenheit — nach fünf Jahren etwa — floh er. Wo er seine falschen Papiere herbezogen hatte, wollte er nicht sagen. Leichter war es ja zu erraten, warum wir während seiner Amtszeit vom Besuch des Gesindels verschont worden waren. Bob Williams kannte eben die Gaunerzeichen, und nachher fand man hier und da an Bäumen, Telegraphenstangen und Steinen außerhalb der Stadt irgend so einen Haken, der unerwünschtem Besuch lagte: „Bleib lieber draußen!“

Hätte nun Harry Melton, dieser Esel, in seinem Pflichteifer den Zuchthäusler nicht festgenommen, dann wäre dieser auch draußen geblieben. So kam er vor Bob Williams, und unser Polizeichef erkannte in ihm einen Zellengenossen aus Trenton. Den selbst wieder abzuliefern, damit der Kerl den Rest seines Lebens im Loch verkrümmerte, das brachte Bob Williams nicht fertig, und so gab er dem einstigen Kumpan die Feile, obwohl er wußte, daß die Sache höchst gefährlich war.

Nun sitzen beide wieder zusammen in Trenton, und bei uns ist der Teufel los. Sämtliche Gauner in den Staaten scheinen jetzt für Bob Williams Nase nehmen zu wollen. Und wir hätten ihn doch so gern behalten!“

Indianer als Erfinder.

Von Ulrich von Niet.

Daß die spanischen Entdecker Amerikas bei den wilden Eingeborenen der von ihnen zuerst aufgefundenen westindischen Inseln das Tabakrauchen kennen lernten, das durch sie nach Europa kam und dann seinen Siegeszug um die Erde antrat, weiß man. Es ist aber weit weniger bekannt, daß gerade die sonst auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehenden südamerikanischen Indianerstämme eine Reihe von Erfindungen und Entdeckungen gemacht haben, die für die ganze Menschheit von größter Bedeutung geworden sind.

Die indianischen Medizinmänner waren bezw. sind die besten Kenner der tierischen und pflanzlichen Produkte des unermesslichen heimatischen Urwaldes, deren Artenfülle noch kein Europäer je ganz durchforscht hat. Jene Männer allein wissen, welche von den vielen Pflanzen und Tieren giftig sind und wie diese Gifte wirken. Sie sind berühmte Künstler in der Bereitung der unsehlbar tödlich wirkenden Pfeilgifte, und sie haben z. B. den Fischfang durch Vergiften des Wassers schon lange vor der Ankunft der Europäer ausgeübt.

An besonders wichtigen Erfindungen ist die Gängematto zu nennen, die in der tropischen Zone Amerikas für Eingeborene und Weiße unentbehrlich geworden ist. Aus Grasmatten verfertigen sich manche Stämme dazu noch Moskitoneze, die es mit den besten industriell fabrizierten aufnehmen können.

Auch das Verfahren zur Entgiftung der Mandioka ist den Indianern zu verdanken, die vor Jahrhunderten entdeckt haben, daß man diese giftige Knollenfrucht rösten und nach einem bestimmten Verfahren behandeln muß, um das völlig giftige Mehl zu gewinnen, das heute in der gesamten Tropenzone ein unentbehrliches Volksnahrungsmittel bildet, von dem Hunderts von Millionen Menschen leben.

Auch die Entdeckung von Kautschuk ist den Indios zuzuschreiben, die ihre Boote und die verschiedensten Gefäße schon in der vorspanischen Zeit mit geronnener Kautschutmilch abschiedeten. Sie sind die eigentlichen Erfinder der Imprägnierung von Stoffen, die dadurch völlig wasserdicht wurden, und

Haben auch zuerst Gummibälle hergestellt, die in gleicher Weise von den wilden und halbivilen Stämmen heute noch erzeugt werden. Dies geschieht, indem man einen langen, zähen Gummifaden zu einem Knäuel aufwindet, in den man dann mit einer als Hohlzylinder wirkenden Dornspitze hineinsticht. Dann wird sehr kräftig Luft hineingeblasen, wodurch sich der Knäuel zum Ball rundet, denn die flebrigen Fäden bilden eine zusammenhängende Wand. Mit diesen Bällen haben die Indianer schon vor Jahrhunderten regelrecht Tennis gespielt; dieser Sport, den die Europäer dort kennen lernten, kam zuerst von Süd- nach Nordamerika und von dort nach England.

Im Bau von überaus schnittigen Ruderbooten — aus Baumstämmen ausgebraunten und geschnittenen Einsägern, die mit Paddelrudern angetrieben werden — sind die Wilden am Amazonas und allen seinen Nebenflüssen Meister. In solchen Fahrzeugen schießen die roten Krieger mit einer geradezu unwahrscheinlichen Geschwindigkeit durch das Wasser.

In der Herstellung von Waffen, Tierfallen und dergleichen zeigen die Wilden ebenfalls ihre große Geschicklichkeit. Pfeile und Bogen werden in allen Arten und Längen für die verschiedenen Zwecke (Jagd, Fischeschießen, Kriegswaffen) hergestellt; besonders das Blasrohr, von dem man gelegentlich bis zu drei Meter lange „Kanonen“ sieht, hat dort die höchste Vervollkommenung erfahren. Man kann daraus auf große Entfernungen und völlig lautlos Bolzen schießen, zu deren Antrieb auch bei den längsten Rohren nur ein recht geringer Lufthauch genügt.

Am wichtigsten sind aber in aller Welt die von den Indianern entdeckten Pflanzenstoffe und Drogen geworden: das Chinin, das Kofain, die Mats, verschiedene Farbstoffe, das berühmte Pfeilgift Curare, mehrere Betäubungsmittel, Rauschgifte und anderes.

Die Wilden verwendeten gegen Fieberanfälle die getrocknete und gemahlene Rinde des Chinabaumes. Deutschen Chemikern gelang es später, aus dieser den wirksamen Teil, das Chinin, auszuscheiden. Die Indianer in Peru machten die Spanier auf die Chinacinde aufmerksam, durch die sie dann in alle Welt gelangte. Das war schon vor über 300 Jahren der Fall. Besonders sänger ist die Entdeckung der schmerzbetäubenden Wirkung des Kofains, das deshalb in der Chirurgie weitestgehende Anwendung fand. Die Eingeborenen in Peru und Bolivien kauen die rohen Kofablätter, wodurch sie in einen aufgeregten und halb berauschten Zustand geraten, in dem sie die zur Bewältigung der schwersten Arbeiten nötigen Kräfte besitzen. Auch bei überaus anstrengenden Dauernarbeiten hat sich das Kauen der Kofablätter bewährt.

Ähnlich, aber nicht so stark, wirkt der Mats: Aus den Blättern eines in Südbrasilien und Paraguay wachsenden Strauches wird ein in ganz Südamerika sehr beliebter bitterer Tee gekocht. Der diesen trinkt, erträgt schwere Strapazen leichter und leidet besonders wenig unter der großen Hitze. Im brasilianischen und argentinischen Heere ist der Mats allgemein eingeführt, und die Infanterie wird dadurch zu überraschenden Marschleistungen bei größter Hitze befähigt.

Da die unermesslichen Urwälder des nördlichen Südamerika auch von den Indianern noch längst nicht ganz durchforscht sind, werden alljährlich neue Pflanzen gefunden oder an bekannten neue Wirkungen entdeckt. So wurde 1927 in Amazonasgebiet eine Grasart festgestellt, die nur in gewissen Gebieten wächst. Getrocknet sieht diese Pflanze heuähnlich aus. Dieses „Heu“ wird aus Tonpfaffen geraucht und verschafft dem Raucher, ähnlich wie Opium, die wunderbarsten paradiesischen Träume. Da die Einfuhr aller bekannten Rauschmittel nach den Vereinigten Staaten streng verboten ist, verlegten sich tüchtige Leute sogleich darauf, dieses noch unbekannte, heuähnliche Gift dorthin auszuführen, und zwar schickten sie irgend welche Glaswaren, die in dieses „Heu“ verpackt wurden. So kam es anstandslos durch den Zoll.

Das Neueste auf diesem Gebiete ist das Peyote, ein aus einem kleinen Kaktus gewonnener Saft, der angeblich die seltsamsten Halluzinationen hervorruft. Er soll dem Berauschten Dinge vor Augen führen, die sich Hunderte von Kilometern weit weg an anderen Orten ereignen, soll in Trancezustand versetzen usw. Sicher ist, daß sich die indianischen Zauberer mit solchen Pflanzengiften berauschen, ehe sie als Wahrsager auftreten. Diese Medizinmänner, die zweifellos sehr viel Unfug verübt haben und es noch tun, machten andererseits auch bedeutende Erfindungen, denn diese Leute kannten schon lange vor den Europäern die Antiseptis und brachten mit gewissen keimtötenden Pflanzenstoffen und durch Auflage bestimmter Blätter auf die dicht abgeschlossene Wunde auch schwere Verletzungen, die zuweilen hoffnungslos schienen, überraschend schnell zur Heilung.

Damit sind nur die wichtigsten indianischen Erfindungen und Entdeckungen aufgeführt. Die Liste ließe sich noch beliebig verlängern, doch handelt es sich dabei dann meist um in Europa unbekannte Produkte. Jedenfalls ist dadurch die hohe Intelligenz dieser Wilden bewiesen, die durch ihre scharfe Naturbeobachtung schon oft weisse Forscher, die darin nicht mit ihnen in Wettbewerb treten können, beschämt haben.

Abituriententag in Schweden.

Von Walter Singer, Stockholm.

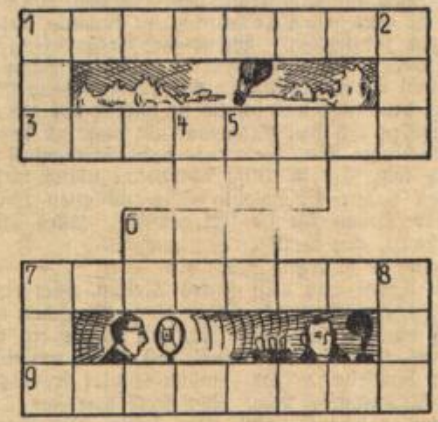
Das Abiturium ist in Schweden sozusagen eine öffentliche Angelegenheit der ganzen Nation, oder wenigstens des gebildeten Teils der Bevölkerung, schon insofern, als für alle Abiturienten im ganzen Lande die vom Oberschulkollegium festgesetzten Prüfungsaufgaben dieselben sind. Nach stattgehabtem Examen werden sie in den Zeitungen veröffentlicht und ein jeder, der Lust hat, kann an Hand der mathematischen Aufgaben oder der fremdsprachlichen Übersetzungstexte feststellen, wie viel er seit seiner Schulzeit verlernt hat.

Nach bestandnem Examen werden die Abiturienten von Verwandten und Freunden auf dem Schulhof in Empfang genommen, feierlich mit der bereitgehaltenen weißen Mütze gekrönt, mit Blumen bekränzt und unter Abklingung von Liedern und unendlichen Hochrufen nach Hause geleitet, meistens in offenen, blumengeschmückten Autos, häufig auch auf einem Pony oder einem Eselchen. Nicht selten kommt es sogar vor, daß der angehende Student, der jetzt Kandidat genannt wird, von jüngeren Kameraden auf den Schultern nach Hause getragen wird. Stolz folgen die Eltern, die Tanten, Freunde und Kameraden und die Passanten bleiben stehen und schmunzeln, zumal wenn der Student eine hübsche blonde Studentin ist im hergebrachten weißen Kleid und dem weißen Mantel.

Jetzt ist wieder die Zeit der weißen Mützen gekommen und überall in Stockholms Straßen begegnet man bunten Umzügen, die sich schon von weitem durch Singen und frohe Zurufe ankündigen. Auch eine Tochter aus wohlhabendem Hause befand sich unter den Eroberern der weißen Mütze und eine nicht unbeträchtliche Schar von Tanten, Bettern und Vafen, Freunden und Bekannten und namentlich von Kameraden eskortierte die freudestrahlende junge Studentin nach Hause. Wie üblich wurde Wein und Kuchen aufgetragen, Reden wurden gehalten, man scherzte, lachte und tanzte und unter den lustigsten und tanz-eifrigsten waren zwei junge flotte Studenten.

Als der Schwarm der Gäste sich verlaufen hatte, besprach man heiterer und zufriedener Stimmung die Ereignisse des Tages im Familientreffen mit ein paar guten Freunden, die geblieben waren. Dabei stellte sich zum allgemeinen Erstaunen heraus, daß eigentlich niemand wußte, wer die beiden jungen Herren waren, die so flott getanzt hatten. Die Gäste hatten sie für Freunde der Familie gehalten, die Familienmitglieder für mitgebrachte Bekannte der Gäste, die Eltern glaubten, daß sie zum Kameradentreffen der Tochter gehörten. Aber bald klärte sich das Rätsel, allerdings in wenig angenehmer Weise, als nämlich die Mädchen mit dem Schreckensruf hereinstürzten, daß beträchtliche Mengen Silbers fehlten.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Teilnehmer einer verunglückten Luftpolarexpedition. 3. Geschichte. 6. Tonart. 7. Bühnenstück. 9. Modernstes Unterhaltungs- und Belehrungsmittel. — Senkrecht: 1. Pelztier. 2. Dem Winde abgewandte Seite. 4. Tränkmittel. 5. Verschluss. 6. Französische Präposition. 7. Gesichtsteil. 8. Dirichart.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 141: Waagerecht: 1. April. 5. Duo. 6. Don. 7. El. 8. Ab. 9. Da. 11. Et. 13. Mus. 14. Hof. 15. Regen. — Senkrecht: 1. Aue. 2. Pol. 3. Ida. 4. Lob. 9. Dur. 10. Ase. 11. Ehe. 12. Ton.